



Elmer Kouwenberg, 55, ist seit einem Autounfall querschnittsgelähmt und wird von 13 verschiedenen Menschen gepflegt

Kannst du mal kurz helfen?

In Deutschland versucht man, Pflegekräfte aus dem Ausland anzuheuern. In den Niederlanden lässt man Behinderte selbst entscheiden, wer sich um sie kümmern soll. Zu Besuch bei einem Querschnittsgelähmten und seinem Team VON CARLOTTA WALD

Mittwoch, 8.30 Uhr, Amsterdam Noord. Elmer Kouwenberg hängt in den Seilen über seinem Bett. Sein Pfleger Toby hat ihm ein Tuch unter das Gesäß geschoben, es mit Gurten an einem kleinen Kran befestigt und ihn ferngesteuert emporgehoben. Dort schwebt Kouwenberg nun und runzelt die Stirn. Der Kran surrt. Kouwenbergs Rücken krümmt sich. Langsam wird sein Körper über die Bettkante geschwenkt und in seinen elektrischen Rollstuhl abgesenkt.

Toby löst behutsam die Gurte. »Okay, Elmer, ich ziehe jetzt die Trage weg, bereit?« Kouwenberg nickt. Toby fährt fort. Dann tritt er hinter den Rollstuhl und zieht Kouwenbergs Hüften mit einem Ruck bis an den Anschlag der Lehne. In Jeans, schwarzem Hoodie und Sneakern sitzt er nun aufrecht da und pustet sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Er grinst. »Hi!«

Elmer Kouwenberg, 55, Ex-Punk, lebt ein Leben, das viele fürchten: keine Bewegung ohne helfende Hand, kein Schritt mehr allein, in ständiger Abhängigkeit. Er ist querschnittsgelähmt. Seit mehr als 30 Jahren kann er vom Hals abwärts nur noch den linken Bizeps bewegen. Die restlichen Nervenfasern wurden ihm 1992 bei einem Autounfall durchtrennt. Er sagt heute: »Dieser Unfall hat mir das Leben gerettet.«

In den Niederlanden herrscht, ebenso wie in Deutschland, Fachkräftemangel. Deutschland wirbt Pfleger aus der ganzen Welt an. Aus Thailand, China, Nordafrika oder vom Balkan sollen sie kommen, um die immer älter werdenden Deutschen zu pflegen. Trotzdem spitzt sich der Pflegebedarf weiter zu. So wenig wie man in Deutschland gepflegt werden will, so wenig wollen andere pflegen. Die Niederlande sind Deutschland demografisch gesehen ähnlich – es gibt weniger junge Menschen als ältere. Doch Pflege wird dort anders gedacht als hier.

In Amsterdam scheppert am nächsten Morgen eine E-Gitarre aus Kouwenbergs Freisprechanlage. Eine weibliche Stimme erklingt – und mit ihr eine Melodie. Wortfetzen fliegen hinaus auf die Straße, irgendwas mit »Paradise«. Dann summt es, und die Tür springt auf.

Im Wohnzimmer steht die Luft. Der feuchte Herbstwind drückt gegen die Fensterscheiben. Umzingelt von Kunstwerken, die an Wände gelehnt, gehängt sind oder auf dem Boden gestapelt liegen, drängen sich drei zum Beat nickende Gestalten vor einem iMac, über dessen Bildschirm Tonspuren laufen.

In ihrer Mitte schaut Kouwenberg nach links und rechts, sagt: »Leute, lasst uns das noch mal ordentlich aufnehmen, so dröhnt ja alles durcheinander.«

Kurzer Schlagabtausch. Einvernehmen. Neuaufnahme. Ray, ein Mann mittleren Alters mit sträh-

nigem dunklem Haar, greift seine E-Gitarre. Inge, Anfang 30, mit roten Locken, beginnt zu singen. Seventies-Alternative-Rock strömt durch die Lautsprecher. Es ist Musik, die von Freiheit, Exzess, Liebe und Eifersucht handelt, vom reinen Leben. Kouwenberg rührt sich nicht. Er schließt die Augen. Dann blinzelt er: »Ray, wie wär's, wenn wir die Stimmen in der Postproduktion übereinanderlegen?«

Kouwenberg dirigiert ein Ensemble besonderer Art. 13 Personen pflegen und helfen ihm im Alltag. Dazu gehört Inge, die hauptberuflich Filme und Musik produziert. Ray, der sonst Englisch unterrichtet. Toby, der sich gerade beruflich umorientiert. Alice, Olivia, Jakob, Toni, Jija, Alexandra, Nica und Faribor, die allesamt an der Akademie für Theater und Tanz studieren. Die Kunststudentin Nala, die ihm mit seiner eigenen Kunst hilft. Und Monique, die Einzige in Kouwenbergs Alter und eine langjährige Freundin von ihm.

Dass Menschen nebenberuflich pflegen, ist in den Niederlanden gewollt, es wird staatlich unterstützt und soll die Pflegearbeit neu denken, bedürfnisorientierter. Mit den Pflegern abhängen, statt von ihnen abhängig zu sein, ein Punk im Rollstuhl sein und es bleiben können.

Ray ist heute nur zum Jammen da. Die Frührschicht hat Inge. Sie stellt das Mikrofon auf dem Tisch ab. »Essen?«, fragt sie, und Kouwenberg nickt. Sie läuft in die Küche, schnippelt Obst, steckt sich einen Apfelschnitz in den Mund und ruft Richtung Wohnzimmer: »Und, Elmer, sollen wir dir mal einen Haarschnitt verpassen? Ich kann eine Stunde dranhängen.« Als sie wenig später die Schere zückt, sagt er: »Ich bin etwas eitel, wenn ich ehrlich bin. Aber Inge weiß, wer ich bin und wie ich aussehen will, ich vertraue ihr mehr als irgendeinem Friseur.«

Inge legt den Kopf schräg. Sie ist ungeschminkt, trägt ein Nasenpiercing und guckt nun konzentriert, bevor sie impulsiv ein paar Stufen in Kouwenbergs Haar schneidet. Kleine, graue Strähnen fallen auf das Laminat. Er schließt die Augen. »Erzähl, Inge, was steht die Woche an?«, fragt er. Inge erzählt von der Arbeit, einem Auftritt, ihrem Lover. Sie murrst: »Immer dasselbe Chaos.« – »Ich weiß nicht«, erwidert Kouwenberg, »irgendwie klingt der doch nach einem guten Kerl, meinst du nicht?« Inge ist sich nicht sicher. »Um das zu beantworten, müsste ich wohl erst einmal wissen, was ich will. Weiß ich aber nicht.« Beide lachen.

»Elmer hat mich schon ganz gut im Blick«, sagt sie später, während sie seine Tabletten aus Blistern in kleine Plastikboxen knipst. »Und ich ihn.« Sie seien mittlerweile einfache Freunde, sagt sie. »Und klar, ich dusche ihn, helfe ihm auf der Toilette und so.« Das sei Arbeit, sie wolle das nicht leugnen, deshalb würde sie zu Recht dafür bezahlt, 100 Euro bekommt sie für den Vormittag. »Aber es gibt mir auch unheimlich viel«, sagt Inge. »Beim kreativen Arbeiten dreht sich immer alles um einen selbst. Es tut gut, die Gedanken hin und wieder um jemanden anderen kreisen zu

lassen.« Mit der Zeit lerne man sich in der Tiefe kennen. Elmer wüsste eben viel über ihr chaotisches Liebesleben und sie von seiner Vergangenheit.

Es waren die Achtzigerjahre, die dreckigen Achtzigerjahre Amsterdams. Auf den Bühnen und in den Grachten feierte die Punkszene ihren linken Widerstand – und das Heroin. Mit 15 rauchte Kouwenberg das erste Mal Crack. Nach der Schule driftet er ab. »Von dort an wurde es hässlich«, erinnert er sich.

In der Hoffnung auf ein cleanes Leben floh Kouwenberg mit 19 nach Los Angeles. Er sieht glücklich aus auf den Fotos von damals, jung und voller Energie. »Ich dachte kurz, ich hätte es geschafft. Ich meine, es war Hollywood, ich fuhr ein japanisches Coupé«, erzählt er. Doch die Sucht zog ihm hinterher. Er begann erneut zu konsumieren. Diesmal spritzte er sich das Heroin. Wenn es sein musste, mit benutzten Nadeln. Dann kam der Cut.

»Ich war mit meinem Kumpel auf dem Weg nach San Francisco. Wir waren nicht einmal high. Neben uns zog ein Auto unerwartet rüber – wir schlingerten, dann überschlugen wir uns zweimal. Wie eine zusammengesetzte Blechdose lag der Wagen am Straßenrand.« Er sah das Glas, er roch das Benzin. Aber er merkte sofort: Er konnte sich nicht rühren.

Wenn er davon erzählt, klingt Kouwenbergs Stimme ruhig und nachdenklich, beinahe abgeklärt. »An vielen Stellen war das Leben grausam zu mir«, sagt er. Aber aus heutiger Sicht steht für ihn fest: »Das war der Neustart!« Sich betäuben, um sich lebendig zu fühlen, das brauche er heute nicht mehr. »Warum auch«, sagt er ironisch und grinst. »Nee, im Ernst, das Leben hat mir heute so viel zu bieten.«

Wieder ein Foto, diesmal aus einer anderen Zeit, ein Selfie. Es zeigt ihn, seinen Kumpel Perry und Inge auf einem Roadtrip 2023 durch Spanien. Inge fährt, ihre Locken springen durchs Bild. Perry, 55, ein Mann mit herzlichem Lachen und strahlenden Augen, sitzt auf dem Beifahrersitz und legt seinen Arm um sie. Zwischen den quirlig lachenden Köpfen grinst ein Dritter von der Rückbank hinein: Elmer Kouwenberg. Mehrmals war das Trio schon gemeinsam im Urlaub. Während sie durch Spanien tourten, bekam Inge einen Tagessatz gezahlt und übernahm die Pflegearbeit. Eine »Win-win-Situation« nennt Kouwenberg das: Auf ihn werde achtgegeben, Inge verdiene Geld. Und alle seien am Meer.

Jetzt steht Inge am Hafenbecken von Amsterdam, vor seinem Hauseingang. Sie hat ihre Schicht beendet und dreht sich, mit einer Trompete um den Hals, eine Kippe. Wird ihr die Pflege nie zu viel? Inge sagt: »Ich liebe Elmer, er ist so ein feiner Kerl und voller Ideen und Impulse. Aber mal ehrlich: Könnte ich das jeden Tag? Nein.«

Kaum ein Pfleger Kouwenbergs übernimmt mehr als eine Schicht pro Woche. Viele studieren noch und kommen morgens vor oder abends nach

der Uni vorbei. Das ermöglicht Abstand. Pflege wird so nicht zur Selbstaufgabe.

Das geht dank des personengebundenen Budgets, über das Kouwenberg verfügt. Er kann sich aussuchen, wen und wie viele Leute er für welche Unterstützung bezahlen möchte. 110.000 Euro stehen ihm im Jahr für gesundheitliche Leistungen, Beratung, Hilfe im Haushalt und die Förderung seiner gesellschaftlichen Teilhabe zur Verfügung.

Dazu kommt eine zentral gelegene Sozialwohnung und ein Transporter, damit er mobil ist, Material für seine Kunst kaufen und Ausflüge ans Meer unternehmen kann. Sein Freund Perry hilft ihm dabei, das Budget zu verwalten und die Verträge mit den Pflegern abzuschließen. Die beiden haben sich vor ein paar Jahren bei einer Gruppe für Suchtkranke kennengelernt.

2015 haben die Niederlande ein neues Gesetz für die Langzeitpflege erlassen. Seitdem werden medizinische, soziale und Pflegeleistungen für Menschen, die rund um die Uhr Betreuung brauchen, gebündelt. Wer will, kann die Leistungen, die ihm zustehen, selbst verwalten, so wie Kouwenberg. Die einzige Bedingung: eine Untersuchung bei der Zentrale für Pflegebegutachtung, die den Pflegebedarf bestimmt. Im Jahr 2023 haben über 60.000 Personen in den Niederlanden so ein »personengebundenes Budget« erhalten. Für Kouwenberg schafft es mehr Autonomie und integriert Leute in die Pflege, die eigentlich in anderen Berufen arbeiten, etwa indem damit Familienmitglieder für die Pflege ihrer Eltern bezahlt werden oder Studierende, die in der Pflege jobben.

Es gibt auch Kritik an diesem System. Denn es ist betrugsanfällig: Die niederländischen Behörden untersuchen zum Beispiel aktuell den Fall einer Familie, die Pflegerinnen aus dem Ausland über das »personengebundene Budget« finanzierte, denen aber das Geld nicht voll ausbezahlt.

In Deutschland beziehen nur sehr wenige pflegebedürftige Personen ein Budget zur Selbstverwaltung, auch wenn es möglich ist. Aber hierzulande muss man die verschiedenen Leistungen einzeln beantragen und selbst koordinieren. Das bedeutet: Wer geduscht werden will, muss sich an die Pflegeversicherung wenden, wer medizinisch versorgt werden muss, richtet sich an die Krankenkasse, und wer eine Assistenz im Alltag benötigt, muss sein Recht auf gesellschaftliche Teilhabe über die Behindertenförderung einholen. »Wahnsinn!«, nennt Kouwenberg das kopfschüttelnd. Mehr fällt ihm zur deutschen Pflegerregulation nicht ein. Er möchte sich ein Leben ohne sein Ensemble nicht mehr vorstellen.

Freitagfrüh. Sein Tag beginnt heute still. Die Morgenschnitt übernimmt Toni, 30, eine Performancenkünstlerin aus Deutschland. Sie duscht ihn, putzt ihm die Zähne, zieht ihn an. Mit sanfter Stimme unterhält sich Kouwenberg mit Toni im Wohnzimmer. Man versteht sie kaum. Toni schiebt den Saum von Elmers rechtem Ärmel hoch, sie entdeckt eine wunde Stelle zwischen Mittel- und Ring-

finger. »Shit, Elmer: Tut das weh?«, fragt sie und bemerkt den Denkfehler. »O Gott, sorry, wie soll es wehtun?« Toni bricht in leises Lachen aus, er grinst. Fast väterlich blickt er zu ihr auf: »Passiert.«

Nur eine Person aus seinem Pflegeensemble hat eine Ausbildung zur Pflegefachkraft durchlaufen. »Darauf kommt es auch nicht an«, sagt er. »Wichtig ist, dass die Leute damit cool sind, einen nackten Mann anzusehen und zu waschen. Alles andere kann ich ihnen beibringen.«

Toni lässt ihr Knie auf den Boden gleiten, zückt ihre Arme und hebt mit einer präzisen Bewegung Kouwenbergs Bein an. Sie streckt es, beugt es und setzt seinen Fuß auf der Stütze des Rollstuhls ab. Dann hebt sie mit beiden Händen Elmers rechten Arm an und legt ihn sachte auf die Armstütze. »Mit dem Körper zu arbeiten, heißt immer, auf unterschiedliche Fähigkeiten einzugehen und sie produktiv zu machen«, erzählt Toni dabei. Und kurz weiß man nicht recht, ob sie von ihrer Kunst oder der Pflege spricht.

»Toni, ziehst du meine Hüften noch etwas hoch, damit ich aufrechter sitzen kann?« Tony folgt Kouwenbergs Regieanweisungen, Schritt für Schritt. »Er kann sehr gut anleiten«, findet sie. Das mache die Arbeit mit ihm angenehm. Dass es eine WhatsApp-Gruppe mit allen Pflegern gebe, helfe auch. »Elmer hat eine gute Infrastruktur geschaffen«, sagt sie. »Man fühlt sich nie allein.« Und obwohl so viele Menschen seine Pflege miteinander koordinieren, entsteht nie eine Lücke, in der keiner sich kümmern kann. Sie bekommen es immer irgendwie hin.

Am frühen Abend will Kouwenberg ins Theater, wo Faribor, ein weiterer seiner Pfleger, ein Stück aufführt. Ray holt ihn zu Hause ab. Kouwenberg trägt Daunenjacke und Schal, dazu, wie immer, Jeans und Sneaker. Mit Schwung kurvt er auf den kleinen Lift, der ihn auf die Höhe des Wagens hebt. Er freut sich auf das Stück, das kleine Szenetheater besucht er heute zum ersten Mal. Der Wagen ruckelt über die Kopfsteinstraßen Amsterdams. Er kommt noch einmal auf seine Vergangenheit zu sprechen: »Ich musste so viel Scheiße erleben. Und trotz all der Schmerzen, der Lähmung und Einschränkungen, am Ende hat mich ausgerechnet der Unfall vor dem Schlimmsten bewahrt: Aids, Überdosis, Knast.« Der Wagen nimmt eine letzte Kurve, um Kouwenberg und seinen festgeschnallten Rollstuhl rutschen Kunststufen hin und her. Er sitzt gelassen da, blickt nach vorne und sagt: »Und vor allem: Einsamkeit.«

Als er im Theater ankommt, sind ein paar Freunde von ihm schon da. Sie haben ihm einen Platz frei gehalten.